

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

Hans kam schon am nächsten Vormittag wieder. Zu so früher Stunde daß ihn Marie unmöglich erwarten konnte. Sie befand sich auch gar nicht in der Vorderwohnung, und das kleine Hausmädchen wollte davonlaufen, um sie aus den Küchenregionen herbeizurufen. Hans rief sie zurück und ließ sich den Weg nach der Küche zeigen. Gemächlich ging er den langen Seitenkorridor nach hinten. Die Küchentür, ganz am Ende, stand angelehnt, und er hörte Mariens muntere, kommandierende Stimme schon von fern. Er kam leise näher, brühte die Tür vollends auf, marschierte mit spitzbübischem Lächeln hinein — als Marie sich endlich umfah, die bis dahin mit dem Rücken nach der Tür, vorm Anrichtentisch ein neues Küchenmädchen in die Geheimnisse des Geflügelrumpfs einweihete, — sah er behaglich, mit untergeschlagenen Armen auf einem Stuhl.

„Na, aber! Hans! du!“ machte sie verblüfft. „Was tust du denn hier?“

„Ich sehe und höre zu.“ Er stand auf und streckte ihr die Hand entgegen. „Es war ungemein bildend.“

Sie tat, als sähe sie seine Hand nicht, und die Rück Erinnerung an den Abschied gestern trieb ihr eine leichte Wöte ins Gesicht.

„Machen Sie die Tauben also so weit fertig,“ sagte sie zu ihrer Küchenhilfe. „Ich komme macher wieder und sage Ihnen weiter Bescheid.“ Sie wusch sich die Hände am Ausguß, band die Schürze ab und ging zur Korridortür. Von da aus winkte sie Hans, der ihr belustigt zusah, mit einer Kopfbewegung herbei.

„Komm nur mit nach vorn,“ sagte sie. „Über lange Zeit habe ich jetzt nicht für dich, das sage ich dir gleich! Deshalb kommst du auch so früh? Es ist knapp halb elf Uhr! Um diese Zeit hab ich immer besonders viel im Haushalt zu tun.“

Er ließ ihren Wortwurf völlig ungerührt über sich ergehen.

„Du wirst wohl schon 'mal ein Viertelstündchen für mich erübrigen,“ erklärte er vergnügt. „Soviel kann ich beanspruchen. — Gehst's wieder in deine kleine, nette Privatkabine? Siehst du, ich kenne schon den Weg!“

„Eine fabelhafte Leistung!“ spottete Marie, während er die Tür öffnete und sie an ihm vorüber in ihr Zimmerchen trat. Ihr war plötzlich so leicht, so ausgelassen froh zumute.

„Denke, ich hab' mich entschlossen, schon heut nachmittag zu fahren!“ sagte Hans mit ernsterer Miene. „Ich hab' keine Ruhe mehr, bis ich das Original meines Bildes hier“ (er drückte mit der Hand gegen die Brusttasche) „in Lebensgröße zu sehen kriegt. Deshalb komme ich so früh.“

Auch Mariens Gesicht wurde ernsthaft. So bald sollte nun schon wieder alles vorbei sein?

Sie sah an ihm vorbei und wurde blaß.

„Ich denke, du hattest noch so sehr viel zu erledigen —“ sagte sie zögernd.

„Ist alles bereits geschehen?“ Hans lachte schon wieder fröhlich. „Ich hab' meine Zeit nicht verloren, sage ich dir! Gestern abend bin ich gleich noch einmal bei meinem Verleger gewesen, zur endgültigen Rücksprache, und heute früh sind die übrigen Geschichten — Bank usw. — drangefommen. Alles ist schon in allerhöchster Ordnung. Auch mit meinem indischen Buche, das ich diesen Winter erst schreiben will. Schreiben will. Was ist das für ein Segen, Marie, daß ich jetzt schreiben kann, was und wieviel ich will. — Mein Verleger — ein würdiger, alter, ängstlicher Ehrenmann, ach, was beschreib' ich ihn dir: du kennst ihn ja! — hat mir gestern abend raten wollen, „mehr Konzeptionen an den Geschmack des Publikums zu machen.“ Ich antwortete ihm: „Berehrteter Mummelgreis, schreiben Sie sich Ihren konzeptionierten Salat gefälligst alleine!“ Und drückte ihm teilnehmend die Hand und tat, als ob ich abschöbe — auf dem ersten Treppenabsatz hatte er mich bereits eingeholt, so schwerfällig er auch körperlich ist. — Eine halbe Stunde später steckte ich meinen Kontakt in die Tasche. — Aber du sagst ja gar nichts, Marie.“

„Ich höre doch zu!“ sagte sie unwillig. Sie war ärgerlich — auf ihn, auf sich, auf den plötzlich so rasch entschlossenen Verleger — mußte denn mit einem Male alles so Hals über Kopf gehen? Man kam ja gar nicht erst zur Besinnung — sie fand solche Uebersetzung geradezu ekelhaft! „Und nun hab' ich auch grad' heute vormittag besonders wenig Zeit!“ sagte sie laut höchst verdrüsslich.

„Hast du denn immer so viel zu tun?“ fragte Hans voll Interesse.

„Um diese Zeit immer, das gehört nun 'mal dazu.“

„Aber du hast doch Fräulein Stilling?“

„Pah! Die versteht vom Kochen nichts.“

„Aber sie könnte dich sonst entlasten —“

„Sie tut, so viel sie kann,“ sagte Marie kurz. Ihr war so garstig zumute, daß sie hätte weinen können. Er sollte sie doch gefälligst mit der Meta in Frieden lassen! Die ging ihn ganz und gar nichts an. —

„Und du tust mehr, als du kannst!“ bemerkte Hans sehr eindringlich. „Das merke ich dir deutlich an — du siehst ganz blaß und abgearbeitet aus. Und das geht doch nicht, Marie! Das hast du doch wahrhaftig nicht nötig! Nimm dir wenigstens genügend tüchtige Hilfskräfte, kind! Deine Mittel erlauben es dir ja.“

„Ach, was du klug bist!“ Ihre Augen blühten ihn jetzt herausfordernd an. „Tust, als ob du auch hiervon etwas verstündest — als ob so eine arme Berliner Pensionsmutter unter allen Umständen Seide spinnen müßte!“

„Zebe natürlich nicht, aber du — — Oder bringst die Geschichte dir nicht viel ein?“

„Niel einbringen? Was meinst du damit?“

„Nun, Ueberschüsse natürlich! Sei doch nicht so schwerfällig, bitte! Was soll ich sonst wohl meinen? Du mußt doch, nachdem du alle Unkosten, Steuern, Abgaben usw. abgezogen hast, selbstverständlich einen Reingewinn erzielen!“

„Selbstverständlich!“ höhnte Marie. „Bei dir scheint sehr vieles selbstverständlich zu sein! Nun, ich kann dir versichern, daß ich selbstverständlich nicht einen Pfennig Reingewinn, Ueberschuß, oder wie du's sonst nennen willst, herausbekomme!“

„Wer das ist dann doch purer Blödsinn —!“ rief Hans.

„Blödsinn? Du bist nicht übermäßig höflich, mein Lieber —“

„Dazu habe ich auch gar keine Veranlassung, meine Liebe — im Gegenteil —“ — Wie zwei Kampfhähne mit hochroteten Köpfen standen sich die beiden gegenüber. Dann senkte Marie den ihren, hatte ein Schlüsselbund vom Gürtel und schloß die alte Truhe auf, die neben dem Schreibtisch stand.

„Da!“ sagte sie und reichte ihm, ohne ihn anzusehen, ein Buch, das ganz oben auf gelegen.

„Was soll ich denn damit? Das ist ja wohl mein eigener — Soldat auf Vorposten — so nenne ich das Buch aber mir mir selber —“

„Ja. Nun lies, was du mir geschrieben hast! Das habe ich mir auch als Ziel hingestellt, Hans! Danach versuche ich zu leben. Ich will nicht Geld verdienen mit meiner Pension, ich will Gutes damit zu tun versuchen. An Leuten, denen es sonst gar nicht gut ginge. Nun begreifst du vielleicht, warum ich — keine Seide spinne!“

„Liebe, gute Marie!“ rief Hans erschütterter. Er streckte die Hände nach ihr aus, sie nahm ihm das Buch wieder fort, ohne ihm die Hand zu lassen, warf es in die Truhe zurück und ließ den Deckel zuklappen. Dann stand sie ganz still, mit herabhängenden Armen und sah vor sich nieder. Mit einer ruhigen Ergebung, die ihm weh tat. Sie war ja viel zu jung, um ohne Hoffnungen sein zu dürfen.

„Wie alt bist du eigentlich jetzt?“ fragte er plötzlich.

Sie sah starrungelnd auf, als störe sie seine Frage unheimlich in ihren Gedanken.

„Das kannst du dir doch selbst ausrechnen!“ sagte sie verdrießlich. „Bald neunundzwanzig. Vor drei Jahren, als wir uns zuerst wiedersehen, hast du mich auch gefragt, und da war ich sechsundzwanzig.“

„Ja, ja, natürlich. Du bist gerade fünf Jahre jünger als ich. So alt wie Phipp. Und ich bin immer der Anführer bei all deinen dummen Streichen gewesen, von klein auf, und also, fürchte ich, auch diesmal.“

Er zeigte nach der Truhe, in der sein Buch verschwunden war. „Daß du dich aufopfern solltest für andere, ohne nennenswerten Dank und Lohn — das habe ich natürlich nicht gewollt. Aber da du dir nun mal so was in deinen Dickkopf gesetzt hast!“ — Hans zuckte resigniert die Achseln — „da wird man's dir wohl kaum ausreden können. Ich bin mir froh, — mein Trost ist, daß du ja immer deine sechsstaufend Mark Zinsen hast und behältst.“

Hans hielt inne. Sie hatte eine rasche Bewegung gemacht, so schen, so schuldbehaftet an ihm vorbeigesehen, daß er stutzte.

„Was ist?“ fragte er aufmerksam. „Ich spreche von deinen sechsstaufend Mark Zinsen —“

„Na, und so viel habe ich doch natürlich längst nicht mehr!“ rief Marie.

„Was —!“ Hans erschrak so, daß er ganz blaß wurde. Dann stieg ihm der Neger brühsiedendheiß zu Kopfe. Er packte Marie am Arm und schüttelte sie.

„Was hast du mit deinem Vermögen gemacht?“ herrschte er sie an. „Du willst doch nicht sagen, daß du das Kapital angegriffen hast?“

Sie lachte triumphierend.

„Du bist doch manchmal recht dumm, Hans Imhoff!“ spottete sie. „So klug du auch sein willst — hast am Ende gedacht, ich könnte ein Pensionat übernehmen, jemand anders abkaufen, und einrichten, und insandt setzen — von meinen Zinsen! Natürlich hab' ich doch das Kapital angegriffen müssen, ganz erheblich hab' ich's damals angegriffen.“

„Das sagt sie mit lachendem Munde!“ rief Hans außer sich. „Aber wenn du einen Teil deines Vermögens wirklich in dies, in dies“ — er suchte nach einem nicht allzu kräftigen Worte — „in diese Unglückssee hineingestreck hast,

muß sich das doch amortisieren oder zum wenigsten verzinsen!“

Sie sah ihn verständnislos an.

„Amortisieren? Verzinsen?“ wiederholte sie gedehnt. „Ich begreife nicht — da kann ich doch nichts wieder von herausbekommen, bevor ich die Pension nicht verkaufe.“

Hans fuhr sich wieder mit beiden Händen durchs Haar. „D, es ist zum — Verzweifeln!“ stöhnte er. „Nicht die blasse Ahnung hat sie — du mußt doch so viel verdienen, Mädchen, und dir gutschreiben, das ist das aller, allermindeste, als das in die Pension gesteckte Barvermögen Zinsen bringen würde! Hast du dir denn das gar nicht berechnet?“

Sie schüttelte in hoffnungsloser Verwirrung den Kopf. „Von all dem hab' ich doch gar keinen Begriff gehabt!“

stammelte sie kleinlaut und trotzig zugleich, wie ein zu Unrecht gescholtenes Kind. „Ich begreif' auch jetzt noch gar nicht recht, was du eigentlich meinst —“

Hans lief mit großen Schritten in dem winzigen Zimmerchen auf und ab. Alle Augenblicke stieß er irgendwo an. Marie brüllte sich vor seinem Ungestim erschrocken in eine Ecke. Mit einem Male blieb er vor ihr stehen.

„Ich meine,“ sprach er mit unheilverkündender Ruhe, „daß du dich nicht wie ein sonst immerhin leblich vernünftiges Frauenzimmer benommen hast — sondern wie eine Gans —! Jawohl! wie eine Gans. So! Nun weißt du's! Wenn ich bedenke,“ — er fuhr sich abermals durch die Haare — „daß es dir anscheinend auch nie im Traume eingefallen ist, diese Zinsen aus dem Ertrage der Pension herauszuziehen — es ist zum Rasendwerden!“

Und er lief von neuem wie ein Wilder hin und her, Marie guckte ihm schen nach.

„D — so was Ähnliches gedacht — hab' ich wohl schon manchmal,“ stotterte sie hilflos.

„Aber?“ Er blieb mit einem Nucke stehen.

„Aber — ich hab's schließlich lieber doch nicht getan. Denn sieh mal, Hans,“ sie kam vorlegen und doch zuversichtlich aus ihrer Ecke hervor. „Wenn ich mir die Zinsen von dem Gelbe, das ich reingesteckt habe, auch noch berechnete — dann ging die Geschichte doch nicht so ziemlich glatt auf — wie sie's jetzt tut, wenn alle lieblich pünktlich zahlen und ich den Rest meiner Zinsen zu Hilfe nehme! Dann war doch eben ein Defizit von ein paar tausend Mark da! Na, und das durfte doch nicht sein, nicht wahr?! Deshalb hab' ich die Zinsen lieber gar nicht erst gerechnet!“

„D Gott! D Gott!“ machte Hans schwach. Er stand hoffnungslos, mit gerungenen Händen, neben dem Schreibtisch. Ihm fiel absolut nichts mehr ein, was er gegenüber dieser unerklärlichen Verständnislosigkeit sagen könnte. Mit einem Male packte ihn wieder die helle Wut. Er schlug mit der Hand auf die Schreibtischplatte:

„Du mußt heiraten, Mädchen!“ schrie er erboßt. „Das ist die einzige Rettung für dich!“

Marie zuckte jäh zusammen. Sie wurde so bleich, so totenbleich, daß er erschrak. Er dachte einen Augenblick, sie würde ohnmächtig, er tat einen Schritt auf sie zu, um sie zu stützen — reuevoll gestand er sich, doch wohl gar zu — grob gewesen zu sein.

Aber sie hatte sich schon gefaßt. „Nede keinen Unsinn,“ sagte sie, hochmütig abwehrend, „ich heirate nie. Widdy dich bitte nicht in meine Angelegenheiten! Ich weiß, daß du es gut meinst, aber —“

Sie hielt lauschend inne.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Frühlingstage am Rhein.

Von Hans Ludwig Linkenbach.

Wohl in keinem Jahre ist die Frühlingsehnsucht so stark gewesen, wie diesmal nach dem unerträglich langen, eisigen Kriegswinter. Während sonst der März, wenigstens bei uns am Rhein, immer eine Reihe schöner warmer Tage hatte, an denen die Städter in hellen Scharen hinauswanderten, um die ersten Grüns des jungen Jahres entgegenzunehmen, hat uns der „Lenzmond“ 1917 nur Eis und Schnee und schneidenden Wind gebracht. Frierend saß die Menschheit daheim in der einzigen, knapp geheizten Stube. Und so oft sie auch hinausblickten durch die beschlagene Scheibe, der Himmel blieb ganz verhängt und kein schwächerer Sonnenstrahl machte Miene, her undurchdringlichen Wolkenschleier zu zerreißen. Auf eine ganz kurze Probe wurde unsere Gebuld gestellt. Winterende war's noch zu Ende des Monats in Wald und Feld, und es gehörte schon ein gewisser Nervenstills dazu, um an den kalten Kriese- und Frühlingstagen draußen, die sonst wohl um diese

Zeit ihren duftigen Flor entfalten, die zarten, braunen Frucht-
knospen zu sehen, in denen sich trotz Sturm und Kälte das leichte
Blütenwunder vorbereitet. Der vielbesungene, so gern gesuchte
rheinische Frühling hatte sich die Nebelkappe aufgestülpt und zeigte
gar keine besondere Eile, seinen übrigen deutschen Brüdern zuver-
zukommen.

Da war's eines Weibs, daß in der hohen Kiefer vorm Haus
ein Anselmännchen sein Berg entdeckte und ein schuldliches Liebes-
lieb ankunnte. Und der Busch, der's im Hühnerbusch hörte,
wollte nicht zurückstehn. Wie ein bunter Federball plünderete er sich
auf und rief seinen Schwag: „Bin ich nicht ein schöner Bräutigam?“
Die Kohlmeise aber, die während der kalten Tage vergänglich die ge-
wohnte Spedtschwarte am Küchenfenster gesucht hatte, war nächster
Gesinnung. Sie dachte, wie nötig es sei, daß das neue Jahr wieder
Korn und Kartoffeln und Seckseiten brächte, und malte deshalb
den Bauer unermüdlich: „Weß die Schar, weß die Schar!“

Als die Menschen die Vogellieder vernahmen, sagten sie: „Nun
wird's endlich dennoch Frühling. Die kleinen Sänger draußen
müssen's wissen.“

Ein Weibchen freilich dauerte es noch, bis er wirklich kam.
Aber eines Tages war er plötzlich da und ließ sein blaues Himmels-
auge über dem Stromtal leuchten und weckte in allen Winkeln und
Ecken das schlummernde Leben auf. Ganz verwundert hoben die
Primeln, Maiglöckchen und Blauerne, die Reilchen, Krokusse und
Marzipan ihre Köpfe aus dem braunen Erdbett auf; zartgrüne
Blättchen zeigten sich an den Stachel- und Johannisbeerschröckern
und die Knospen am Kastanienbaum wurden dick und prall und
klebrig vom Lebenssaft, bis auch sie eines Tags die Hülle sprengten
und zwischen wolligen Blättern keine Blütenkerzen dem Licht ent-
gegenstreckten.

Und dann ging's Schlag auf Schlag. Jeder Morgen brachte ein
neues Wunder, und es war, als wollte der rheinische Frühling in
diesem Jahre seinen so lang zurückgehaltenen Segen auf einmal
ausbüchten.

Noch stehen wir am Anfang der schönsten Jahreszeit, die ja
so spät einreiste, aber es ist eine Pracht und Herrlichkeit allüberall,
wo rheinischer Odem weht und rheinische Sonne lacht.

Im Rheingau sproßt's und blüht's in allen Tälern und auf
allen Höhen. Die weiten Buchenwälder, die den sonnigen Landstrich
säumen, haben ihr lichtgrünes Kleid angelegt, und wie zum Fest
geschmückt empfangen sie die luft- und lichtumragten Gäfte von
nah und fern. Ernster und strenger als der helle Tannwald blüht
deshalb der Lennebergfrost in den Frühlingstag hinaus. Seine
dunklen Wipfel scheinen nichts zu wissen von all dem Glanz, der
dem jungen Jahre eigen ist. Fast mürrisch reihen sie sich aneinander
und halten Wache über dem sanften Hügeland, als wollten sie
jedem Linden Rauch den Eintritt wehren. Aber wer näher hingu-
tritt, der sieht, daß die alten, knorrigen Lennebergflecken ganz
anders sind, als sie scheinen mögen, daß sie Träger und Hüter des
Frühlings sind wie wenige sonst. Sie blühen nur so drohend drein,
um die fernzuhalten, die den Wald als Tummelplatz ihrer Aus-
gelassenheit betrachten, denen die Natur nur dazu dient, ihren
schönen Rahmen für ihre Luftgeigenmaske abzugeben. Diese Men-
schenorte laßt der Lenneberg nicht an. Über die andern, die die
Sprache der Natur verstehen, denen eine Landschaft ihrer Eigenart,
ihres ganz besonderen Charakters wegen lieber ist als die Häufung
hoher Bäume und Paradiese, sie alle ruft er herbei und entläßt
keinen unbelohnt.

Wie aber zeigt sich der Lennebergfrost so gefeindlich wie jetzt
im jungen Frühling, wenn an den Kiefernkrone die jungen, schlän-
keligen Triebe aufsteigen und den ganzen Umkreis mit starkem, heil-
kräftigem Duft erfüllen.

Der deutsche Kiefernwald ist ja längst von der ärztlichen Wissen-
schaft „entdeckt“ worden und wird immer mehr als Heilfaktor ge-
wertet. Und so ist's kein Wunder, daß auch der lange Zeit wenig
beachtete Wald vor den Toren von Mainz jetzt vielfach Kranken
und Resonanzleiden zum Erholungsurlaub anempfiehlt wird.

Das ist's aber gewiß nicht allein, was ihn uns in diesen Tagen
so lieb macht. Der Lenneberg besitzt vielmehr zwei besondere Eigen-
schaften, die neben der Schönheit und Heilkraft seines Kiefernbe-
stands eine hohe Anziehung auf alle Naturfreunde ausüben, das ist
die Eigenart seines Geländes und seiner Flora. Die tertiäre For-
mation des sogenannten Mainzer Beckens bildet hier eine außer-
ordentlich reizvolle Folge flacher Hügelwellen und Talnischen, die
ständig wechseln und immer neue floristische Bilder zeigen. Denn
unter dem schließenden Kiefernwald breitet sich ein zweiter Wald aus:
ein an Formen überaus vielfaltiger Unterholzbestand, der gerade
um diese Zeit seinen vollen Reichtum erschließt. Der wilde Schnee-
ball mit seinem schilgrünen Blattwerk und seinen leuchtendweißen
Blütenbolzen, die sich nun bald entfalten werden, hat hier die
Vorberrschaft angetreten. Ihm aber gesellen sich andere Schmuck-
sträucher, die wir sonst nur selten antreffen, eigenartige, fast aus-
schließlich auf die Steppe beschränkte Kräuter und Blumen, die jeden
Botaniker in helles Entzücken versetzen, aber auch das Herz des
Vaiers durch ihre Schönheit erfreuen. Jetzt blüht überall im Lenne-
berg die blaue Klüppelweide, und allein ihr zuliebe wandern täglich
hunderte von Menschenkudern hinaus, um sich ein Stück rhein-
ländischen Frühlings mit nach Hause zu nehmen. Leider bleibt's
nicht immer bei einem kleinen, bescheidenen Sträußchen dieser selb-
sam-schönen Blume. Ganze Bündel der zarten Frühlingstinder wer-

den achtlos abgerissen und schon droht die Gefahr, daß die Klüppel-
weide, die einst über weite Strecken des Waldbodens einen blauen
Teppich legte, immer mehr verschwindet und schließlich ausstirbt,
wenn nicht dem rücksichtslosen Tun der Vielzuvielen energig
Enthalt geboten wird.

Wer den Lenneberg im Frühlingsschmud richtig gesehen will,
darf sich allerdings nicht an die breiten, viel besungenen Wege
halten, der muß ziellos hineintauchen in das grüne Meer, das zur
Rechten und zur Linken wüßt, muß über die niederen Hügel wandern
und in den blumenbunten Wessentälern rasten und den bläulichen
Dunst einatmen, der den frisch erloschlenen Kiefernknospen mitquillt.

Hier in der wenig betretenen Winternis des Unterholzes kann er
sich dennoch wieder leicht zurechtfinden, denn der Lennebergfrost
hat dafür Sorge getragen, daß alle Spade und Schneifen, die
Kreuz und Quer den Forst durchziehen, gut markiert sind, ohne daß
die Bezeichnungen aufdringlich und aufstellend wirken. Für die Be-
wohner der rechten Rheinseite ist zudem neuerlich eine ganz vor-
zügliche Verbindung mit dem Lenneberg geschaffen, indem die
Koblenz-Gonsenheimer Linie vom Kaiser Bahnhof aus bis un-
mittelbar an sein grünes Reich heranhöhrt.

Das ist jedenfalls gewiß, daß der Lenneberg selbst von denen,
die ihm eine besondere Liebe entgegenbringen sollten, weil er ihr
Reimatwaid ist, noch viel zu wenig gewürdigt wird, daß seine be-
sondere Schönheit noch lange nicht bekannt genug ist. Um so erfreu-
licher erscheint es, daß er allmählich mehr und mehr Gnade vor den
Augen der rechtsrheinischen Nachbarschaft findet, die ihn zu jeder
Jahreszeit gerne besucht, schon allein deswegen, weil er auch bei
ungünstigem Wetter infolge der Beschaffenheit des Erdreichs die
Möglichkeit zu längeren Spaziergängen gewährt, weil er einzigste
Ausblicke in die reizvollste Gegend des Rheintals bietet und den
Wanderer freundlich hinföhrt in das gefegnete rheinische
Obstparadies, das nun bald wieder in voller Blüte steht.

Vermischtes.

* Merikas Flotte. Uns wird geschrieben: Bei der Frage
nach dem jetzigen wärllichen Kampfwerte der amerikanischen Flotte
müß festgehalten werden, daß von den insgesamt jetzt vorhandenen
dreißig Liniensschiffen nach heutigen Begriffen nur vierzehn
durch ihrer Schnelligkeit, Artillerie und Panzer als Groß-
kampfschiffe anzusehen sind. Darunter sind die sechs neuesten
mit zehn, bezw. zwölf 356 Zentimeter Geschützen mit rund
16 Meter langen Rohren bestückt. Angeblich soll es den ameri-
kanischen Geschützfabriken gelungen sein, einen bösen Missetand, der
sonst den dortigen schwerer Geschützen von großer Länge an-
haftet, das Durchbiegen der Rohre, auf ein Mindestmaß zurückzu-
föhren. In wieviel dies auch bei den noch längeren (17 Meter 80)
Rohren des gleichen Kalibers zutrifft, die auf den noch im Bau
befindlichen Schiffen „California“ und „Tennessee“ Aufstellung
finden sollen, läßt sich nicht sagen, da darüber nichts veröffentlicht
worden ist. Zwei weitere Neubauten, die „Mississippi“ und
„Zabala“, sollen nach englischen Quellen im Februar dieses Jahres
vom Stapel gelassen sein, sie könnten also in absehbarer Zeit
noch fertig werden, was den Bestand an Großkampfschiffen dann
erst auf sechzehn erhöhen würde. Schlachtskreuzer fehlen
in der amerikanischen Flotte einstellend vollständig,
denn bis wann die sechs geplanten Ueberriesen dieser Klasse ein-
mal fertig sein werden, kann heute noch niemand sagen. Die
13 vorhandenen Panzerkreuzer sind bei ihrer geringen Geschwindig-
keit und verhältnismäßig schwachen Artillerie schon heute als
veraltet anzusehen. Geschäfte, genügend schnelle Aufklärungs-
kreuzer besitzt Amerika nur drei. Alle anderen sind völlig wert-
los. Am besten ist die Flotte der Vereinigten Staaten noch mit
Torpedobootszerföhren versehen. Etwa 70 nach 1900 erbaute
schnelle Boote stehen hier zur Verfügung. In Unterseebooten
sind etwa 40 fertige Boote von sehr verschiedener Qualität vor-
handen, darunter eine ziemlich hohe Zahl Unterwasserboote vom
soj. Holland-Typ und Boote der reklamierfähigen Lake Co. Aber
es sind auch nach englischen Angaben drei ganz große Tauchboote
vorhanden, von welchen über den Tauchkreuzer M. 1. einiges
Nähere bekannt geworden ist. Dies Boot hat über Wasser eine
Verdrängung von 1000 Tonnen und unter Wasser eine solche von
1500 Tonnen. Im Bau sind zweifellos noch eine ganze Anzahl.
Vor etwas mehr als einem Jahre erschien in der „New York
Times“ ein offener Brief an den derzeitigen Marinesekretär
Daniels, der diesem vorwarf, er habe irreföhrende Berichte über
den Stand des Unterseebootwesens veröffentlicht. Der Artikel hat
damals sehr viel Aufsehen erregt. Es wurde unter anderem darin
nachgewiesen, daß von den 13 damals zur Verfügung stehenden
Booten bei einer Uebung nach Verlaß einer einzigen Woche nur
noch fünf dieser Boote brauchbar geblieben waren. Nach der Fach-
zeitung „The Motorboat“ soll seit 1915 auch ein kleines, im
Privatbesitz befindliches Unterseeboot existieren, das sowohl über
wie unter Wasser durch Verbrennungsmotoren angetrieben wird.
Das Fahrzeug, welches den Namen seines Erfinders „Gage“ trägt,
hat zwei schnelllaufende Buffalo-Motoren von je 20—100 PS, die
auch im untergetauchten Zustande arbeiten. Bei Long Beach (Kal.)
soll das kleine Fahrzeug 36 Stunden unter Wasser gefahren sein,
ohne daß die Mannschaft unter Luftmangel gelitten habe. Zu den
in amerikanischen Zeitungen veröffentlichten Erzählungen von

Boote mit Motoren von 10 000 PS beneckt die englische Fachzeitschrift „The Motor Ship and Motor Boat“, daß in Amerika bis jetzt noch keine Unterseebootmaschine von mehr als 600 PS erbaut worden ist, und das Marine-Departement Amerikas müsse demnach von einem ganz außerordentlich optimistischen Geiste erfüllt sein. Das Flugzeug in der amerikanischen Marine soll sich gut entwickelt haben. Eine Reihe brauchbarer Flugboote von Curtiss und Bursch dürften vorhanden sein. Etwas sehr schwach scheint es dagegen mit der Lenkluftschiffahrt zu stehen. Das erste lenkbare Luftschiff ist seit Dezember 1916 fertig und erledigt wohl noch seine Probefahrten. Es gehört zu den unsanfteren Systemen und ist 175 Fuß (rund 54 Meter) lang. Der Auftrieb beträgt 7000 Pfund. Der Besatzung nach soll dieser Segler der Lüfte in einer Stunde bis zu 25—30 Meilen (40—48 Kilometer) zurücklegen und dabei imstande sein, diese volle Geschwindigkeit ganze zwei Stunden beizubehalten. Die Besatzung soll sieben Mann zählen. Das sieht allerdings nicht sehr gefährlich aus, denn ein Luftschiff, das nur zwei Stunden mit voller Kraft zu fahren vermag, muß bei dem hartem Stand des Luftfahrwesens als völlig unzureichend angesehen werden. Das ist also der Stand der „Flotte Americas“, wie sie jetzt zusammengefaßt ist; und in absehbarer Zeit dürfte sich daran nicht viel ändern, denn bis einmal die Schiffe des neuen Flotten-Programms verwendungsfähig sein werden, muß noch sehr viel Wasser den Rißstumpf hinunter fließen!

* Fiebernde Pflanzen. Je tiefer die moderne Pflanzenforschung in die Geheimnisse der Natur eindringen vermochte, in desto reicheren Maße wurden Ähnlichkeiten zwischen tierischem und pflanzlichem Leben aufgedeckt. Eine Zusammenfassung der Beobachtungen von Wärmeentwicklung bei Pflanzen läßt sogar erkennen, daß man bei verschiedenen Rüben, Frühlinsen, und Knollen von einem vorgedachten, mit Klarheit in Verbindung stehenden Fieber zu sprechen vermag. Bekannt ist, daß die Pflanzen eigene Wärme erzeugen, wie etwa die Körpertemperatur bei Menschen und Tieren. Die Wärmeentwicklung der Pflanzen wird in der Hauptsache durch den Oxidationsprozeß bei der Atmung hervorgerufen. Die Intensität dieser Atmung ist von den Wachstumsvorgängen insofern abhängig, als die Atmung umso energiegelicher wird, je stärker das Wachstum ist. Wenn dann bei den Pflanzen die Ruheperiode eintritt, hört die Atmung fast völlig auf. Doch behalten besonders Knollen, Zwiebeln, Früchte wie Rüben und Nessel, sowie trockene Samen ihre Wärme sehr lange, was durch die Molligkeit ihrer Körpergestalt bei verhältnismäßig geringer Oberfläche und durch die Eigenart ihrer Hülle bedingt ist, die sie vor einer stärksten Wärmehaube schützt. Die Messungen zur näheren Erforschung dieses Wärmeproblems haben, wie in der Umschau ausgeführt wird, zur Entdeckung des „Fiebers“ bei Pflanzen geführt. Schon die ältesten Messungen, die bereits 1808 von Dornschädel bei Munkrüben, Kartoffeln und Mohrrüben vorgenommen wurden, ergaben bei einer Lufttemperatur von minus 8 Grad im Innern der Früchte noch eine Wärme von 1/4 — 1 1/2 Grad Celsius. Während Nessel und Birnen hingegen bereits bei minus 2 1/2 Grad Celsius erstorben, erstarren die Früchte mit Wurzel und Knollen erst bei minus 12—15 Grad. Hieraus wurde ursprünglich geschlossen, daß das Erfrieren durch die eigene Wärmeentwicklung der Wurzel und Knollen hinausgehalten wird, in Wirklichkeit aber hat man es mit Verschiedenheiten des Wärmeleitungsvermögens bei den einzelnen Pflanzen und Früchten zu tun. Die eingangs erwähnte Fiebererscheinung steht mit der Abhängigkeit der Wärmeentwicklung von der Intensität der Atmung in Zusammenhang. Wenn Knollen durch Stiche oder Schnitte verwundet wurden, erhöhte sich die Temperatur der einzelnen Teile, so daß man tatsächlich von Fieber — hervorgerufen durch Verwundung — sprechen kann. Karboflein z. B. geben nach den Versuchen von Richards in einer Menge von 300 Gramm im Verlauf einer Stunde 1,2—2,0 Milligramm Kohlenäure ab. Waren die Karboflein aber in vier Stücke geschnitten, so erhöhte sich die Ausscheidung von Kohlenäure in der zweiten Stunde auf 9 Milligramm, in der 26. Stunde war sie bis auf 18,8 Milligramm gestiegen, dann sank sie langsam und hielt sich schließlich nach 6 Tagen wieder auf 1,6 Milligramm. Hiermit stieg und sank auch die Temperatur. Daß dies mit der Verwundung direkt zusammenhängt, ergab sich daraus, daß die Temperatur nicht an der Wundstelle um 0,21 Grad gestiegen war, in einer Entfernung von 15 Millimeter von der Wundstelle um 0,05 Grad, in einer Entfernung von 20 Millimeter hatte sie sich überhaupt nicht verändert. Als Erklärung wird angeführt, daß die Pflanze die verwundete Stelle möglichst schnell wieder zu verschließen trachtet durch eine erhöhte Lebensfähigkeit, die eine vermehrte Atmung und in weiterer Folge eine gesteigerte Wärmeentwicklung hervorruft.

* Wie hat der Winter auf die Tiere gewirkt? Der außerordentlich strenge letzte Winter in Deutschland ist begreiflicherweise auch nicht ganz ohne Einwirkung auf das Leben der Tiere verlaufen. Erfreulich ist die Feststellung des Prometheus, daß im allgemeinen der Wildbestand in Deutschland trotz der grimmigen Kälte verhältnismäßig wenig Schaden gelitten hat. Im ganzen Hochland wurde so gut wie gar kein Fallwild gefunden, auch im höher gelegenen Harz haben Dirsche und Rehe sich trotz Schneee-

treiben und Frost gut gehalten. Etwas lächerlich haben hier nur die Feldhühner und Fasanen gelitten, besonders aus Futtermangel. In den höheren Gebieten Bayerns ist natürlich auch manches Stück Gaaarwild dem Winter zum Opfer gefallen, erfroren fand man viele Jagsvögel, die zurückgeblieben waren, z. B. Feldlerchen, Drosseln und Starke. Da die Mäuse nicht wie sonst hervorkamen, verlegten sich die Raubvögel in stärkerem Maße auf die Meutierjagd, selbst Bussarde suchten gefiederte Beute. Die Wasserjagd war sowohl in Bayern wie in Norddeutschland ausgezeichnet, vor allem wegen des vergrößerten Zuguges von Enten, Gänsen und selbst Schwänen aus dem Norden. Das Jagen war dadurch erleichtert, daß die Schwannvögel sich an eisfreien Stellen zur Nahrungssuche sammeln mußten. Interessant ist die vom Prometheus mitgeteilte Beobachtung, daß in der strengsten Winterzeit auch Schanepfen erlegt wurden, wodurch die Beobachtung erwiesen ist, daß die Schanepfen in den letzten Wintern bei uns immer häufiger geworden sind.

* Die paradoxe Konservendbüchse. Daß auch in Frankreich auf dem Gebiete des Lebensmittelverlaufes häufig der Schein trügt, beweist die Auffindung einer paradoxen Konservendbüchse, über die der Gaulois berichtet. Auf der Büchse war ein mit farbigem Bild geschmücktes Etikett aufgeklebt mit der herrlichen Übersetzung: „Japanenpaste, geschickt geschickt.“ Damit kein Irrtum entstehen möge, zeigte das Bild eine unübersehbare Herde Japanen. Auf der anderen Seite der Büchse aber lebte ein kleiner bescheidener Fettel mit den Worten: „Diese Ware ist unter Garantie aus geräucherter Schweinefleisch hergestellt.“ Wie der Gaulois hinzusetzt, lassen aber die neuesten Verhältnisse schließen, daß es um die Echtheit dieses Schweinefleisches ungefähr ebenso steht, wie um die Echtheit der Japanen.

Büchertisch.

— Von „Deutschlands Erneuerung“, der neuen großen Monatschrift (J. F. Lehmanns Verlag, München) ist soeben das zweite Heft erschienen. Aus seinem Inhalt, der die grundlegenden Fragen unseres Staats- und Wirtschaftslebens berührt, sei hervorgehoben, daß der bekannte Sozialpolitiker Dr. G. W. Schiele ein Programm für die Erneuerung des preussischen Wahlrechts bringt, eine Mischung von staatsrechtlichen und freibüchlichen Gesichtspunkten, aufgebaut auf den natürlichen Pflichten und Rechten eines jeden Staats- und Gemeindeglieders. Prinz Friedrich zu Löwenstein stellt dem deutschen Volke neue gemächliche Aufgaben, die er aus der Geschichte begründet, wobei er höchst interessante Vergleiche zwischen Gebibel und Schwert- und Blutadel zieht. Unter dem Namen Dr. Franz bringt ein Finanzpolitiker einen Aufsatz über Staats- und Finanzpolitik, in dem er nachweist, daß die jetzige Finanzpolitik des Reiches die einzelnen Bundesstaaten aufs schwerste bedroht. Professor Dr. J. Menckhoff-Wien erweist an der Hand der Geschichte die Unzulänglichkeit der Demokratie und ihre Gefahren für ein Reich. Professor Dr. Jung gibt ein Bild über Parlamentarismus und Königtum. In dem aktuellen Aufsatz „Der Schritt der Zeit“ warnt Professor Dr. Grimm vor dem Treiben radikalster Umstürzler. Dr. Nieber macht in seiner Abhandlung „Und Italien?“ neue Vorschläge über die Regelung unseres wirtschaftspolitischen Verhältnisses zu Italien nach dem Kriege. Professor Lehmann-Döhenberg bringt „Deutsche Erneuerungsgeanken über den gerechten Lohn“. Hans von Wolzogen skizziert Gedanken über Deutsches Christentum und die Erneuerung der Religiosität bei, während Richard Schaulal in seiner feinstimmigen Art das Deutsche Wesen erklärt. Den Beschluß bilden Ausführungen des Schriftleiters Dr. E. Kühn über das Bild der politischen Lage und der sie bestimmenden Kräfte.

— Panzerautomobile gegen die Walsachen. Von Wilhelm Siemer, Lt. d. R. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 1 Mark.

— Als Kampfflieger am Suezkanal. Von Leutnant Hans Henkelburg. Mit 16 Abbildungen. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin. Geh. 1 Mark, geb. 2 Mark.

Steigerungsförzge.

Sfür a und b sind passende Wörter zu setzen, von denen b dem Nange nach die Steigerungsform von a darstellt, wie a Mat, b Mater.
 1. Daß der Wan der a nicht erlag, war ein b.
 2. Komme ich a, schrieb der Kriegsgefangene, trete ich als dein b auf.
 3. In Paris wird kein Theater jezt a, b zu spielen.
 (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätselrätsels in voriger Nummer:

- | | | |
|----------------|------------|--------------|
| 1. Dardanellen | 6. Titanen | 11. Laterne |
| 2. Emden | 7. Dahlie | 12. Leopold |
| 3. Regula | 8. Uder | 13. Cypriat |
| 4. Samum | 9. Taxis | 14. Altis |
| 5. Dale | 10. Araber | 15. Narretel |

„Der Soldat allein ist der freie Mann!“